Kabine No. 11.

Roman von Oskar T. Schweriner.

(9. Fortsetzung.)

„Also," — sagte Sir Alfred in der Laubennische zu May, „dann wären wir so weit. Morgen kann der entscheidende Schlag geführt werden. Das mit dem Telegramm," — fügte er nachdenklich hinzu, „war übrigens eine ganz prächtige Idee. Es kann uns sehr helfen."

May nickte zustimmend.

„Es ist alles arrangiert. Er wird meine „Beichte" —" sie lachte bei den letzten Worten leise auf, „morgen vormittag um elf Uhr hier auf dem Deck entgegennehmen. Das ist eine Zeit, zu der sicherlich kaum ein Mensch in den Kabinen sein wird."

„Und die Schlüssel passen?"

„Die Schlüssel der Stewards passen zu allen Schränken."

„Wenn nur die Antwort auf das Telegramm prompt einläuft."

„Magnus meinte, auf ein am Abend abgegebenes Telegramm kann man, den Unterschied in der Zeitrechnung eingerechnet, am nächsten Morgen die Antwort erwarten. Aber sollte dies auch nicht der Fall sein, sollten wir bis morgen um elf Uhr keine Antwort haben, so kann uns das im Grunde wenn auch nicht gleichgültig sein, doch nicht übermäßig beunruhigen. Es geht ja schließlich auch so."

„Gewiß; — aber besser wäre es."

May stand auf.

„Ich will gehen, ehe wir vielleicht auffallen."

„Alsdann — morgen."

Sir Alfred zündete sich eine neue Zigarette an und blickte dem Mädchen nach.

„Ein Teufelskerl!" murmelte er bewundernd. „Ohne sie wäre ich hier verloren gewesen. Schade, daß sie nicht Hertha von Girsdorff heißt. — Aber, — warum geht sie denn nicht weiter?"

Der Engländer lugte aus der dunklen Nische heraus um die Biegung des Decks herum. Er sah, wie eine Gruppe von Passagieren lebhaft miteinander debattierte; sah, wie May stehen blieb und zuhörte.

„Das hat sie wirklich nicht nötig. Das muß ja auffallen."

Sie Alfred war ärgerlich. Daß sich eine Stewardeß in ihrer freien Zeit auf dem Deck herum bewegt und von diesem oder jenen Passagier angesprochen wird, mit ihm plaudert, — das war nicht schlimm. Wenn sie aber anfing stehen zu bleiben, den Gesprächen der Passagiere zu lauschen, und, wie es ihm jetzt schien, gar daran teilzunehmen, — das konnte ihr einmal schlecht bekommen.

Und nun machte sie gar kehrt; — kam wieder zur Nische zurück. Hallo! — Da mußte etwas nicht in Ordnung sein.

Jetzt war sie auch schon bei ihm, setzte sich lautlos neben ihn. Und er wartete geduldig, bis sie sprechen würde.

„Das verstehe der Satan!" platzte sie endlich los.

„Was?"

„Wissen Sie, was die sich dort erzählen?"

Sie wartete seine Antwort nicht ab.

„Könnecke ist bestohlen worden!"

„Könnecke — bestohlen?!"

„Bestohlen! Und zwar weiß man auch, was ihm gestohlen wurde." Sie machte eine kurze Pause. — „Papiere, — sagen die Leute dort. Der Kapitär ist in die Kabine gerufen worden, um den Tatbestand aufzunehmen. Der Erste Offizier und der Kajütensteward sind mit ihm."

Sprachlos starrte Sir Alfred das Mädchen an.

„Aber — aber—"

„Ich laufe hinunter. Will mich überzeugen, was Wahres daran ist. Ich bin gleich wieder hier."

Und fort war sie.

Sir Alfred faßte sich an die Stirn, als zweifle er daran, daß er wache. Könnecks Papiere gestohlen? Die Papiere, die ja nur für ihn einen Wert haben konnten; — für ihn und Könnecke.

Und dann durchzuckte es sein Hirn wie ein leuchtender Blitz. Er glaubte Licht zu sehen.

„Pitrou! Bei allen Heiligen — Pitrou!"

Jetzt taltes Blut und ruhig nachdenken.

Er entzündete eine neue Zigarette.

Wenige Minuten später war May zurück.

„Es stimmt! Sie sind noch drin; — alle miteinander. Der Kapitän, Gräbert und Könnecke selbst. Das ganze Schiff weiß davon!"

Sie hatte ziemlich laut gesprochen.

„Pst! Vorsicht!"

„Ach was! Nun ist mir alles gleich. Die ganze schöne Arbeit futsch; alle Vorbereitungen überflüssig; alles mit einem Schlage vernichtet."

Er faßte sie beim Handgelenk und zog sie neben sich auf die Bank.

„Pst," machte er noch einmal, „nicht so laut. Alles ist durchaus nicht verloren. Im Gegenteil. Ich glaube, es ist noch alles zu retten."

Sie sah ihn ungläubig an.

„Wie wollen Sie das anstellen?" Passen Sie mal auf. Wenn die Papiere gestohlen sind, so muß es auch einen Dieb geben. Wer könnte dieser Dieb sein?"

May dachte einen Moment nach; dann erhellten sich plötzlich ihre Züge.

„Ich, was Sie denken! Beim Himmel! Ich glaube Sie haben recht Pitrou!"

„Sehr richtig! Pitrou. Und nun ist noch nötig, daß Sie anstatt Ihre „Beichte" morgen um elf Uhr vormittag vor Könnecke ablegen, Sie heute nacht um zwölf Uhr — sie dem Kapitän ablegen."

Unwillkürlich rückte das Mädchen ein wenig von dem Manne ab.

„Soll man das wirklich wagen?"

„Haben Sie Angst?"

Sie zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Sie wissen, daß ich dies Gefühl nicht kenne! Aber diese maßlose Verleumdung; — und dann, — was soll es nützen?"

„Miß May, — ich kenne Sie nicht wieder. Sobald der Kapitän Ihre Geschichte gehört hat, stellt er bei dem nichtsahnenden Pitrou eine Durchsuchung der Kabine, eventuell auch seines Gepäcks an. Hat nun Pitrou die Papiere gestohlen, so müssen sie bei ihm gefunden werden. Sie werden selbstverständlich bei der Durchsuchung zugegen sein. Dann wird der Kapitän entweder die Papiere selbst in Gewahrsam nehmen oder er wird sie Könnecke zurückerstatten. Sie werden dem dankbaren Könnecke dadurch näher treten. Das ist alles ganz klar, nicht wahr?"

May nickte zustimmend.

„Und wenn Sie dann nicht Gelegenheit finden können, einen gründlichen Einblick in die Papiere zu bekommen, dann sind Sie nicht die May Bostock, für die ich Sie halte."

May blickte eine Weile nachdenklich über das Meer hinaus.

„Das dürfte gehen. Ich würde mich nicht wundern, wenn er mir die Papiere dann selbst zeigt. Schön ist's ja nicht; — aber —"

„Ob Recht oder Unrecht, der Zweck heiligt alle Mittel!"

— — — — — — — — —

Eine halbe Stunde hatte Könnecke gesprochen, durch kein Wort von dem Kapitän oder seinem Ersten Offizier unterbrochen. Die hatten sich nur immer und immer wieder angesehen; das Erstaunen auf ihren Gesichtern war immer größer geworden.

„Und nun wissen Sie genau, um was es sich handelt, meine Herren."

Nach einer kleinen, nachdenklichen Pause meinte der Kapitän:

„Wir wollen ja durchaus nicht an dem zweifeln, was Sie uns erzählt haben. Durchaus nicht! Im Gegenteil, — ich bin überzeugt davon, daß sich alles so verhält, wie Sie angegeben. Dennoch werden Sie einsehen, daß es meine Pflicht ist, Sie um irgend eine Legitimation zu bitten, die das, was Sie sagen, bestätigt."

Könnecke faßte in die Brusttasche seines Rockes und langte seine Brieftasche hervor, der er ein Schreiben entnahm.

„Zum Glück lag dieses nicht unter den anderen Papieren, sonst wäre es mir in der Tat schwer gefallen, meine Beweise sofort anzutreten. Aber jetzt, glaube ich, dürften alle Zweifel behoben sein."

Der Kapitän und Gräbert überflogen die wenigen Zeilen.

„Allerdings eine ausreichende Legitimation; noch dazu mit dem Stempel des Konsuls von Costarica versehen."

Er reichte das Papier seinem Besitzer zurück.

„Das genügt mir vollkommen. Und nun sagen Sie uns einmal, — wer könnte nach Ihrer Meinung ein Interesse haben, sich diese Ihre Papiere anzueignen?"

„Irgend jemand, der in derselben Mission wie ich unterwegs ist."

„Richtig. Und wer könnte das sein?"

Könnecke antwortete nicht gleich; er tämpfte augenscheinlich mit sich selbst. Dann, wie jemand, der einen Entschluß gefaßt hat, blickte er dem Kapitän in die Augen.

„Zwei Leute, meine ich, kommen in Betracht. Ein Franzose und ein Engländer."

„Die Namen?"

„Pitrou und Sir Alfred Tucker."

„Worauf begründen Sie diesen Verdacht?"

Könnecke erzählte, was er durch Hertha von Girsdorff erfahrer hatte. Aber schon während des Erzählens kam es ihm zum Bewußtsein, in welch eigentümliche Lage er sich dadurch bringe; wie kam Hertha von Girsdorff dazu, es ihm, Könnecke, wieder zu erzählen? Eine Frage, die sich die beiden Offiziere unbedingt würden vorlegen müssen, und die den Erzähler in ein schiefes Licht bringen mußte.

Da unterbrach sich Könnecke mitten in seiner Erzählung.

„Ich werde zum besseren Verständnis der Angelegenheit Ihnen etwas mitteilen, was nicht unbedingt zur Sache gehört. Eine reine Privatangelegenheit; — sie betrifft eine junge Dame hier an Bord. Frl. Hertha von Girsdorff."

„Die Gouvernante der Gräfin Zachy?"

„Ja."

Der Kapitän und Gräbert sahen sich bedeutungsvoll an. Sollte hier vielleicht auch der Schlüssel zur Lösung des Brillantendiebstahls liegen?

Daß ein Zusammenhang bestände zwischen den damaligen Ereignissen und dem heutigen, war für beide Männer längst klar.

Und nun erzählte Könnecke von seinem ersten Zusammentreffen mit Hertha von Girsdorff auf dem Deck; wie sie sich gefunden hatten und wie ihre Verlobung nur noch der Veröffentlichung bedürfe. Wie dann die bösen Gerüchte über ihn entstanden seien; von jener Wette und allem, was man daran geknüpft hatte, berichtete er.

„Ging die Wette von Ihnen aus?"

„Durchaus nicht. Ich habe jetzt fast den Eindruck, als sei ich hineingedrängt worden."

„Also von Sir Alfred Tucker —."

„Ganz recht. Von Sir Alfred Tucker. — Ich merkte, daß ich Feinde auf dem Schiffe habe, konnte mir aber nicht denken, wer dieselben seien. Das besprachen wir nun, Hertha und ich. Und die gute Seele, von dem Wunsche mir zu helfen geleitet, hat sich mit Pitrou sowohl wie mit Sir Alfred Tucker in Gespräche eingelassen, bei denen sie tat, als ob sie mit mir gebrochen habe. Auf dem, was sie hörte und was ich Ihnen vorhin mitgeteilt habe, ruht nun mein Verdacht."

Eine lange Pause trat ein.

„Eine ganz verzwickte Sache," brummte der Kapitän. „Jetzt können wir wieder einmal eine Durchsuchung vornehmen. Und dieses Mal wird sie sich viel schwieriger gestalten. Denn damals hatten wir kaum erst das Land verlassen; alles war an Deck, keiner kannte den andern. Heute dagegen —"

„Wovon sprechen Sie, Herr Kapitän? Was heißt das, damals — heute?"

Der Kapitän und Gräbert blickten sich wieder an; bedeutsam fragend. Und stumm mit dem Kopf nickend, bejahten sie die Frage in ihren Augen. Der Kapitän räusperte sich; was jetzt kam, was er jetzt zu sagen hatte, war ihm sehr unangenehm.

„Hm, tja — also — na also — zu Anfang der Reise wurde der Gräfin Zachy ein wertvoller Brillantschmuck gestohlen."

„Ach was — ich glaube, er sei nur verlegt gewesen. Hertha hat mir davon erzählt."

„Nun denn — Fräulein von Girsdorff befand sich in einem Irrtum. In der Tat war der Schmuck gestohlen, wurde bei einer Durchsuchung der Kabinen wiedergefunden und so unauffällig auf seinen Platz zurückgebracht, daß selbst die Gräfin heute noch glaubt, sie habe ihn verlegt. Auf diese Weise vermieden wir jedes Aufsehen."

„Da muß ich doch meine Verwunderung aussprechen, Herr Kapitän. Wir haben also die ganze Zeit auf dem Schiff in Gesellschaft eines Diebes zugebracht, ohne es zu ahnen. Es ist ein nicht sehr angenehmer Gedanke."

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort! Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, Herr Könnecke; ich bin alt genug, um Ihr Vater zu sein. Sie werden diese meine Diskretion vielleicht noch zu schätzen wissen, ehe wir diese Kabine verlassen."

Könnecke blickte erstaunt auf, sagte aber nichts.

„Möchten Sie nicht den Namen des Diebes — des Mannes," verbesserte sich der Kapitän schnell, „des Mannes erfahren, in dessen Kabine der Schmuck gefunden wurde?"

„Nein. Ich möchte es lieber nicht wissen; ich fürchte, er könnte aus meinem Benehmen ihm gegenüber mutmaßen, daß ich ihn für das kenne, was er ist. Und auch die anderen könnten es merken."

Wieder blickten die beiden Offizieren sich an. Dieser Mann war wahrlich kein Dieb.

„Ich werde es Ihnen dennoch mitteilen müssen."

„Müssen?"

„Müssen! Der Schmuck wurde — hier — in — Ihrer — Kabine gefunden!"

Elftes Kapitel.

Julanka Maschitz kam aus Ungarn. Und da sie ein frisches junges Mädchen von achtzehn Jahren war, mit den Glutaugen eines Zigeunerkindes und den üppigen Formen ihrer Landsmänninnen, war sie auch bald zum Liebling des Zwischendecks geworden.

Zuerst hatte ihr Bett an einer schlechten Stelle gestanden; das heißt, hart am Rande des großen Ganges, der durch das Zwischendeck läuft, wie die Hauptverkehrsstraße einer Stadt, von der sich dann rechts und links die kleinen Nebenstraßen, in diesem Falle die kleinen Gänge abzweigen. Dann war sie fürchterlich krank gewesen und hatte geklagt und gejammert. Eine kräftige Bauersfrau, eine Slowakin, der der Meeresgott in seinem allergrößten Zorn nichts anzuhaben vermochte, war da nun von den übrigen Passagieren gebeten worden:

„Seht, wie schön sie ist. Sie wird ganz häßlich sein, wenn sie in Amerika ankommt; ihr Bräutigam wird sie dann nicht mehr gern haben. Und sie fährt doch hinüber, ihn zu heiraten. Tauscht Euer Bett ein gegen das ihrige."

Das Herz der Slowakin wurde von Mitleid ergriffen und sie erfüllte die allgemeine Bitte.

So kam es, daß Julankas Bett am äußersten Schiffsrand stand, und sich das Fenster in gleicher Höhe mit ihrem Kopf befand. So konnte sie, wenn sie sich schlafen legte, und das Wetter draußen schön und das Meer ruhig war, die runde Scheibe öffnen und sich den kräftigen Seewind über das Gesicht streichen lassen.

Heute war ein solcher Abend. Sie hatte sich früh zu Bett gelegt; die frische Luft und die Aussicht auf das Meer hatte sie ja auch von da aus. Und sie mochte nicht allzuviel mit den anderen zusammen sein; träumte gern von dem gelobten Land, dem sie entgegenfuhr, und von dem Bräutigam, der sie dort erwartete.

Er hatte ihr von den großen Häusern von New York geschrieben, von dem Wasser, das auf allen Seiten der Stadt zu finden ist, und von den Menschen, dem Leben und Treiben dort. Und nun versuchte sie in ihrer Einfalt, sich alle diese Bilder auszumalen. Das war ihre Lieblingsbeschäftigung auf dem Schiffe.

Hin und wieder entrang sich ein leiser Seufzer ihrer Brust. Sie schämte sich. Sie kam zu ihrem Bräutigam ohne Ausstattung und ohne Geld. In Ungarn, im Heimatland, da hätte sie ihm vielleicht doch etwas als Hochzeitsangebinde schenken können; eine Kuh vielleicht oder wenigstens ein Schaf, einen Anzug oder eine silberne Uhr; ja, das wäre das schönste gewesen. Und das hätte sie ihm auch eigentlich nach Amerika mitbringen können. Aber er hatte geschrieben, wenn sie jetzt käme, dann könne er sie wohl ernähren, doch das Reisegeld könne er ihr nicht schicken, das solle sie aus dem von ihr Ersparten bestreiten. Und da hatte sie all ihr Geld zusammengerafft, und es hatte gerade gereicht. In New York würde sie fast mittellos ankommen.

Julanka blickte durch das runde Fenster hinaus zum Himmel empor. Da oben stand ein Stern; leuchtete einsam. Es war der Nordstern — doch daß wußte sie nicht. Sie sah nur den schönen großen Stern und wunderte sich dabei, ob das vielleicht das eine Auge Gottes sei, der hinunter blicke auf die Welt und sähe, was da passiere, und, wie ihr jetzt einfiel, auf diese Weise ihr direkt ins Gesicht schauen müsse.

Da faltete sie ihre Hände und betete. Betete, daß Gott die Schande von ihr nehmen möge, vor ihrem Bräutigam ohne ein Hochzeitsangebinde erscheinen zu müssen.

„Lieber Gott, hilf mir! Joschka, mein Bräutigam, ist doch so gut! Er wird sich doch so freuen!"

Und während sie so betete, überkam das naive Menschenkind die feste Gewißheit, daß ihr Gebet erhört sei. Sie zweifelte gar nicht daran, daß ihre Bitte in Erfüllung gehen werde; hatte Gott ihr nicht ins Auge geschaut und gesehen und gehört, wie sie betete?

Sie blickte zum Fenster hinaus, erwartungsvoll, mit leuchtenden Augen — das Wunder erwartend. Wie zum Sprung bereit lag sie da; bereit, das zu erhaschen, was sich in der Fensteröffnung zeigen möge.

Und siehe da — es kam.

Sie hatte sich auf ihren Ellbogen aufgerichtet; das Gesicht nahe zur Fensteröffnung, die Hände wie zum Zufassen offen. Sie machte sich kein klares Bild von dem, was sie etwa erwartete; war nur bereit zuzugreifen. So etwa als wenn der liebe Gott nun von dem Stern aus einen Beutel Gold herunterwerfen würde, und sie aufpassen müsse, daß dieser Beutel Gold nicht an dem Fenster vorbeifiele.

Fast wäre es vorbeigefallen. Zwar kein Beutel Gold, aber etwas Weißes, das sich mit dem einen Ende eine Sekunde lang an dem Messingrahmen des Fensters verfing, dann sich überschlug und in der allernächsten Sekunde das Wasser erreicht hätte, wenn Julanka nicht so auf der Lauer gewesen wäre. Ohne im geringsten überrascht zu sein, wie ein Blitz griff sie zu. Im nächsten Moment hatte sie eine weiße Papierrolle zum Fenster hereingezogen.

Eine mit einem bedruckten Bindfaden verschnürte Papierrolle.

Sie betrachtete das Ding von allen Seiten. Eigentlich hatte sie etwas anderes erwartet; — aber schließlich — der liebe Gott würde schon wissen, was er ihr schickte.

Mit vor Aufregung zitternden Händen entknotete sie den Faden und breitete die Papiere aus. Sie meinte, daß sie zum mindesten Anweisungen enthalten würden darüber, was sie nun tun müsse, um ihren Herzenswunsch erfüllt zu sehen. Um so größer war die Enttäuschung, als sie mühselig zu buchstabieren anfing.

Sie konnte nur ungarisch lesen; — das, was hier geschrieben war, verstand sie nicht. Da rollte sie das Papier wieder zusammen, tat den Faden herum und legte das ganze unter ihr Kopfkissen.

„Es ist ganz sicherlich ein Schatz; sicherlich ein wertvoller Schatz!" sagte sie sich. „Ich muß ihn gut verwahren. Keiner darf ihn sehen; damit sie nicht neidisch werden und ein böses Auge auf mich werfen. Und morgen, da werde ich nach dem Kapitän verlangen. Werde ihm diesen Schatz geben und ihn fragen, was er bedeutet, und was ich nun machen muß. Und werde ihm erzählen, wie er zu mir gekommen ist: wie ich zu Gott gebetet habe, und er ihn mir geschickt hat."

Sie überlegte weiter:

„Ich darf den Schatz keinem andern in die Hände geben als dem Kapitän selbst. Das ist genau so, wie wenn man zu Hause etwas Wertvolles an den Herrn gelangen lassen wollte. Das hier muß man auch selbst hinbringen, sonst bliebe es unterwegs irgendwo hängen. Und dieser Schatz soll nirgendwo hängen bleiben."

Sie warf einen raschen Blick um sich. Niemand hatte etwas von dem Fund gesehen. Alle waren bei dem und tanzten nach den Klängen einer schönen Wetter noch auf dem Deck Ziehharmonika und einer Geige.

Sie war ganz allein. Und das war gut so.

Und mit gefalteten Händen sandte sie ein Dankgebet hinauf zu dem sternklaren Himmel und dem „Auge Gottes". Ein sehr inniges, langes Dankgebet; — denn mitten drin schlief sie ein.

— — — — — — — — —

„Wenn ich ein Schriftsteller wäre, würde ich einen Roman aus dieser verzwickten Geschichte machen."

Und Kapitän Frohmann ließ seinen Bart durch die Finger gleiten. Sie saßen im Kartenraum; waren eben aus der Kabine Könnecks dorthin zurückgekehrt, und hielten Kriegsrat.

Gräbert lächelte.

„Das würde schwer sein, Herr Kapitän. Denn wie die Geschichte jetzt aussieht, werden wir nie eine rechte Lösung finden."

„In der Tat. In meiner langjährigen Erfahrung ist mir Derartiges noch nicht vorgekommen. Aber was die Lösung anbetrifft — die muß gefunden werden, Gräbert. Muß — verstehen Sie!"

Der Kapitän sah seinen Ersten Offizier so grimmig an, als erteilte er ihm einen Befehl, der unbedingt sofort ausgeführt werden sollte.

„Zu Befehl, Herr Kapitän! Nur — wie?"

„Das zu beraten sind wir ja hier!" rief Frohmann ungeduldig. „Also machen wir uns an die Arbeit."

Diese Aufforderung faßte Gräbert dahin auf, daß er den ganzen Fall noch einmal durchging.

„Schön. — Sehen wir uns die Situation an. Der Gräfin Zachy wird ein Schmuck gestohlen. — So fing's doch an, nicht wahr?"

Frohmann nickte Bestätigung.

„Unbedingt ist das als Anfang der ganzen verflu chten Geschichte anzusehen."

„Schön. — Also der Gräfin Zachy wird ein Schmuck gestohlen, der in der Kabine des Könnecke aufgefunden wird. Wir halten Könnecke für den Dieb, sagen es aber nicht, weil wir über den Mann erst Erkundigungen einziehen wollen."

„Und weil wir kein Aufsehen erregen wollten."

„Sehr richtig. Nun wird aber bei demselben Könnecke eingebrochen, und es werden ihm wichtige Papiere gestohlen. Hierbei erfahren wir, daß Könnecke unmöglich der Dieb gewesen sein kann. Folglich hat jemand anders den Schmuck gestohlen und ihn in die Kabine des ahnungslosen Könnecke hineingeschmuggelt, damit er dort gefunden werden soll. — Hier haben wir bereits die erste Schwierigkeit. Wir müssen uns fragen: „Weshalb ist das geschehen?"

„Um den Verdacht auf Könnecke zu lenken, natürlich."

„Das ist selbstverständlich. Aber was hätte das für einen Zweck?"

Die beiden Männer blickten sich stumm an. Sie standen vor einem schier unlösbaren Rätsel. Schließlich meinte der Kapitän:

„Was mußte der Verbrecher annehmen? Mußte er nicht annehmen, daß Könnecke sofort verhaftet werden würde?"

„Allerdings. Das konnte er mindestens glauben."

Wieder eine Pause. Dann leuchtete es plötzlich auf in Gräberts Augen; wie eine plötzliche Erkenntnis kam es über ihn.

„Herr Kapitän!"

„Nun?"

„Wäre Könnecke verhaftet worden, dann blieben seine Sachen unbewacht. Da hätte der Diebstahl der Papiere mit viel größerer Ruhe ausgeführt werden können."

Frohmann beugte sich weit über den Tisch.

„Bravo, Gräbert, bravo! Das ist der Zusammenhang."

Sie atmeten beide tief auf, wie nach einem schweren Stück Arbeit.

„Das hätten wir! Und da nun Könnecke wider Erwarten des Täters nicht verhaftet wurde, so mußte er so handeln, wie er es tat. Daraus ergibt sich, daß der Dieb der Könneckeschen Papiere auch gleichzeitig der Dieb des Schmuckes der Gräfin Zachy war."

Aber schon verschwand der zufriedene Ausdruck aus dem Gesicht des Ersten Offiziers. Etwas schien da nicht zu stimmen.

„Wenn der Dieb es fertig brachte, in Könnecks Kabine einzudringen, um den Schmuck zu verstecken, dann wäre es doch einfacher gewesen, anstatt die ganze Geschichte zu inszenieren, gleich an den Diebstahl der Papiere zu gehen."

„Dazu hätte er vielleicht zu viel Zeit gebraucht."

„Nicht mehr Zeit, als er nachher brauchte."

„Auch richtig!" Die Faust des Kapitäns sauste wütend auf den Tisch nieder. „Der Teufel selbst soll daraus klug werden!"

„So kriegen wir die Lösung nicht," mahnte Gräbert. „Die bekommen wir nur durch ganz logische Folgerungen. Noch einmal: Der Dieb hat den Schmuck bei Könnecke versteckt, um den Verdacht auf ihn zu lenken; Könnecke wird verhaftet und —"

„Halt!"

Gräbert blickte den ihn unterbrechenden Kapitän fragend an.

„Ueberspringen wir keinen Moment. Erst muß der Schmuck doch in Könnecks Kajüte entdeckt werden."

„Jawohl, Herr Kapitän. Also, es findet eine Durchsuchung der Kabinen statt. Bei dieser Gelegenheit wird der Schmuck entdeckt und —" Gräbert hielt einen Moment inne, und wieder blitzte es in seinen Augen auf. „Ich glaube, jetzt habe ich es wirklich, Herr Kapitän!"

„Das sollte mich freuen, Gräbert."

„Bei Gelegenheit der Durchsuchung werden alle Schränke und Laden geöffnet, und der Dieb bekommt auf diese Weise Gelegenheit, sich genau zu orientieren, wo die Papiere überhaupt aufbewahrt werden. Das Verstecken des Schmuckes war nur die Arbeit einer Sekunde; eine Durchsuchung dagegen wäre eine viel größere, schwierigere, vielleicht gar nicht durchführbare Arbeit gewesen."

Mit zusammengezogenen Augenbrauen starrten die beiden sich an.

„Das setzt voraus, daß der Dieb bei der Durchsuchung zugegen war."

„Allerdings."

„Wer war denn nun aber zugegen? Die Offiziere kommen selbstverständlich nicht in Betracht. Bleibt der Oberstewardeß und die Oberstewardeß. Die beiden arbeiten seit zehn Jahren an unserer Linie; seit zwei Jahren an Bord dieses Schiffes. Ich würde meine rechte Hand für sie ins Feuer legen."

„Ich auch."

„Bleibt also noch der Kajütensteward der betreffenden Abteilung."

Der Kapitän legte nachdenklich die Hand an die Stirn.

„Kajütensteward—Kajütensteward. War da nicht an seiner Stelle ein weibliches Wesen aufgetaucht — ?" Und dann kam die Erinnerung. „Aber natürlich! Diese Engländerin!"

Die Engländerin!

„Glauben Sie wirklich —"

Bing! Bing! Bing!

Zwölfmal ertönte die Schiffsglocke, mahnend, daß Mitternacht auf hohem Meer angebrochen.

„Glauben Sie wirklich — ?"

Nein, sie glaubten es beide nicht. Zweifel und Verwunderung lagen auf ihren Gesichtern, und etwas Aerger darüber, daß ihre Logik nach dieser Richtung hin mit ihnen durchgegangen war.

„Wir gelangen da auf Fährten—"

In diesem Moment klopfte es an die Tür.

„Herein!"

Und als der Matrose im Türrahmen erschien, herrschte ihn der Kapitän unwillig über die Unterbrechung an:

„Was zum Teufel, wollen Sie denn?"

„Melde gehorsamst, eine Stewardeß möchte den Herrn Kapitän sprechen."

„Eine Stewardeß? Mich? Zu dieser Zeit?"

„Melde gehorsamst, jawohl, Herr Kapitän. Sie sagt, es sei von großer Wichtigkeit."

„Wo ist sie denn?"

„Sie wartet auf dem Promenadendeck, bis ich sie rufe."

„Wahrscheinlich irgend ein Weibergewäsch. — Na, wenn das, was sie mir zu erzählen hat, zufällig nicht wichtig sein sollte —." Sein grimmiges Gesicht sprach Bände. — „Wie heißt sie denn?"

„Es ist die Engländerin, Herr Kapitän; May Bostock."

Eine momentane Pause. Dann der Kapitän:

„Sie soll kommen."

Als der Matrose die Tür hinter sich geschlossen:

„Der Wolf in der Fabel, Gräbert."

Gräbert nickte.

„Ich glaube, jetzt werden wir ein Stück weiter kommen, Herr Kapitän. Ich habe so eine Ahnung — dieser Besuch gilt der Angelegenheit." Bald darauf saß May Bostock zwischen Kapitän und Erstem Offizier am Tische im Kartenraum und erzählte ihre Geschichte. — — — —

— — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

— Verraten. Beraubter: „Ach Gott, ach Gott. was wird meine Frau sagen!"

Strolch: „Was? Verheiratet sind Sie? Nu aber raus mit dem Trauring aus der Westentasche!"

— Auf den groben Klotz, Grobian: „Ja, mein Lieber, ich halt das Herz immer auf der Zunge!"

„Na, dann spülen Sie sich nur recht oft den Mund aus!"